

# Obdachlos und psychisch krank

Die innere Stimme eines Mädchens war meine Rettung.

Von **Andreas Jung**

► Heute arbeite ich mit einer halben Stelle im Betreuten Wohnen des Marburger St. Elisabethvereins Oikos Sozialzentrum, einem über das Bundesland Hessen hinaus bekannten Träger im Bereich der Jugendhilfe, der aber auch erwachsene Menschen unterstützt. Ich begleite dort junge Erwachsene auf Wunsch in die beiden Psychiatrischen Kliniken der Stadt Marburg. Der Weg hin zu dieser Tätigkeit als EX-INler führte durch schlimme Täler und Abgründe.

Ich stamme aus einer kleinbürgerlich-katholischen Beamtenfamilie aus dem Westen Deutschlands und habe einen wichtigen Teil meiner Jugend damit verbracht, der zwanghaften Kontrolle, die meinen Eltern eigen war, zu entfliehen und mich immer wieder meiner eigenen Haut zu erwehren. Dass ich heute in einer protestantischen Stadt wie Marburg lebe, ist vermutlich kein Zufall. Mein Glück in meinem damaligen Zuhause war eine Handvoll Freunde, die mich darin unterstützten, viel zu lesen und eigene Wege zu finden.

Aufgrund meiner kritischen Haltung – Ansichten eines Clowns von Heinrich Böll war für mich als Jugendlicher eine Offenbarung – wurden meine Eltern wie zu Adenauers Zeiten von meinem Klassenlehrer nach dem Sonntagsgottesdienst zum mahenden Gespräch bestellt. Mein Körper reagierte auf diese Form der Nächstenliebe mit bis in die Pubertät anhaltenden Migränepfeifen und Haarausfällen. Ich hatte für mich den Alkohol als Linderungsmittel entdeckt, denn vor allem der Umgang mit fremden Menschen und der Gang in die Schule war zunehmend angstbesetzt. Das Abitur machte ich dank meiner guten schulischen Leistungen früher als vorgesehen. Meine damalige Freundin, eine Deutschlehrerin, schlug mir vor, mit ihr zum Studium in eine Großstadt zu ziehen, sie hatte dort einen Studienplatz bekommen. Das wäre möglicherweise der bessere Weg gewesen. Wir hatten für die Toleranz unserer Beziehung gekämpft, aber ich erlag dem Alkohol, den ich natürlich zu verheimlichen suchte. Zudem verlor ich meinen besten Freund, der erst das Abitur, dann wiederholt die Gewissensprüfung der Kriegsdienstverweigerung nicht bestand und sich das Leben nahm. Ich floh daher nach Marburg, um

Soziologie zu studieren. Dort hatte ich zeitweise eine Stelle im Bereich Biografieforschung, auf der ich zunächst ohne Abschluss promovieren wollte.

## Verlust von Orientierung

Zu Beginn des Studiums trank ich etwa zwei Flaschen Wein am Tag und manchmal auch einen Schnaps, hatte große Probleme mit dem Magen und musste mich nach jedem Abendessen übergeben. Mit dem Trinken aufhören wollte ich aber vor allem deshalb, weil ich keine Wohnung und kein WG-Zimmer halten konnte. Zeitweise übernachtete ich bei Studenten oder Studentinnen, die ich zufällig kennengelernt hatte, im Sommer auch mal draußen an der Lahn. Ich war dadurch immer mal wieder auf Wohnungssuche und hatte das Problem, dass meine Bücher sich in unterschiedlichen WGs stapelten.

Über eine Drogenberatungsstelle stieß ich auf die Selbsthilfegruppe »Der Freundeskreis«. Die Gruppe tagte einmal die Woche und tat mir gut, weil die Betroffenen sich als Erfahrungsexperten begriffen und sich ohne Vorwürfe auch nach Rückfällen begegneten. Der Druck, sich unbedingt richtig verhalten zu müssen, war weg, und dadurch lernte ich auch außerhalb des Freundeskreises an der Uni andere Menschen kennen. Wir stellten ein interdisziplinäres Forschungsprojekt bei den Philologen auf die Beine, das sich mit der Vertreibung jüdischer Emigranten von Marburg über Istanbul nach New York befasste. Meine Aufgabe war es, Interviews mit den Söhnen und Töchtern dieser Professoren, Assistenten und Studenten, die in der Regel in den USA lebten, zu führen.

Gleichzeitig fing es an, in meinem Privatleben zu rumoren, und ich begann, meine Wahrnehmung der Emigranten mit meiner eigenen Geschichte in Verbindung zu bringen. Ich wählte mich selbst als ein Zurückgebliebener dieses aus Europa verschwundenen Kulturbürgertums. Zeit meines Lebens warb ich um Toleranz und wollte an diese verloren gegangene Tradition geistiger und politischer Liberalität anknüpfen. Nun verlor ich in der Zeit der Vorbereitung einer ersten Tagung durch tragische Zufälle und Umstände Kollegen und Freunde. Die Selbsthilfegruppe, die ich jetzt schon seit über drei Jahren regelmäßig besuchte, riet mir deshalb zu einer Psychotherapie.

Foto: Julian Luster



Andreas Jung

Doch ich fand so einfach keinen Therapeuten, der mich überhaupt annahm, weil es lange Wartelisten gab. In dieser Zeit versuchte ich noch, den universitären Arbeitszusammenhang aufrechtzuerhalten, was auch anfänglich gelang. Ich versteckte meine Probleme und machte nach dem Motto »Das darf doch alles nicht wahr sein« trotz des Verlustes der Freunde und Kommilitonen erst einmal weiter. Mit dieser Haltung begann ich, eine große internationale Tagung zu organisieren. Immer mal wieder schaute ich mich nach einem Therapeuten um, den ich dann durch einen Zufall bei einem Spaziergang fand. An einer Hauswand sah ich das Schild einer Praxis und schrieb mir die beiden Namen auf. Eigentlich wollte ich eher zu einem männlichen Therapeuten, aber der Mann hatte keine freien Termine mehr, sodass nur noch die Therapeutin übrigblieb. Trotz einer gewissen Skepsis gegenüber ihren sehr persönlichen Fragen

war ich mir schon im Erstgespräch darüber klar, dass ich endlich meine Probleme angehen musste, und so fing sie an, mit mir zu arbeiten. Immerhin schien sie zu verstehen, dass ich Hilfe brauchte.

### Absturz in Dantes Hölle

Da ich aber in einer privaten Krankenversicherung über meine Eltern versichert war, gab es mit der Abrechnung der Sitzungen Probleme. Es wurden von der Krankenkasse kaum Stunden bewilligt. Doch das erfuhr ich erst nach einem halben Jahr und ich wurde gefragt, warum meine Eltern nicht zahlen würden. Das brachte mich in eine schwierige Lage. Mir wurde nahegelegt, mich mit meinen Eltern darüber auseinanderzusetzen. Da ich das nicht wollte und obendrein noch Schulden hatte, bot mir die Therapeutin an, von jetzt an in ihre Gruppe zu kommen, anstelle der Einzelsitzungen. In dieser Gruppe kamen mir die Dialoge wie Verhöre vor. Ich wurde, weil ich manchmal schlecht gekleidet daherkam, häufiger gemäßregelt und auch schon mal angeschrien. Die Therapeutin legte mir schließlich nahe, die Gruppe zu verlassen. Als ich fragte, was ich nun machen sollte, sagte sie mir, dass mein Platz die Psychiatrische Klinik sei. Es fand kein abschließendes Gespräch mehr statt, obwohl ich dies wünschte.

Ein wirklicher Fehler in dieser Situation war, die Selbsthilfegruppe für Suchtkranke nicht mehr zu besuchen. Ich schämte mich aufgrund der Erfolglosigkeit in der Therapie, in einem derartig erniedrigten Zustand dorthin zu gehen. Nachdem die von mir an der Universität organisierte Tagung erfolgreich abgeschlossen war, wurde meine Stelle nicht mehr verlängert. Ich bekam dauerhaft Schwierigkeiten mit der Bank, weil es mir nicht gelang, mein Konto auszugleichen, und ich auch keine Kraft mehr hatte, mir eine andere Stelle zu suchen. Zu meinem Erschrecken begann ich bereits während der Tagung, Stimmen zu hören. Die folgenden Wochen verblieb ich, auch wegen einer fehlenden therapeutischen Begleitung, weiter in einem rastlosen Zustand. Meine Vermieterin behauptete, ich sei des Nachts sehr laut gewesen, habe gerufen und mit den Fäusten gegen die Wände getrommelt. Mir selbst fehlt davon jede Erinnerung.

Meine Eltern wurden über meine schlechte Verfassung informiert, und ich bekam eine Vorladung zum Gesundheitsamt. Dort hieß es, ich müsse in die psychiatrische Klinik. Das lehnte ich ab und fragte stattdessen nach einem Therapieplatz. Auch an dieser Stelle bekam ich wieder zu hören, dass ich dazu nicht in der richtigen Verfassung sei.

In der Konsequenz war ich auf der Flucht. Ich verließ morgens früh das Haus, damit mich die Polizei nicht abpassen konnte. Ich wusste ja, dass sie mich mit richterlichem Beschluss in die Klinik bringen wollte. Schließlich wurde ich in einer sehr stigmatisierenden Weise in der studentischen Mensa mit Handschellen aufgegriffen und in die Klinik gefahren. Einige der Bediensteten kannten mich dort. Obwohl meine Vermieterin eine Reihe von Häusern in Marburg besaß und ihr Mann eine wichtige Position in der Verwaltung der Universität innehatte, erhielt ich die Kündigung und hinterher eine Räumungsklage. Nach zwölf Wochen Klinikaufenthalt war ich mit der Miete im Rückstand.

Ich hielt mich aber trotz meines Psychiatrieaufenthaltes und meiner Diagnose paranoide Schizophrenie nach wie vor nicht für verrückt, auch und gerade weil mir mein Anderssein deutlich geworden war, und ich hatte große Angst vor einer Zwangsmedikation. Ich verweigerte die Medikamente als einziges Hilfsangebot der Klinik und wurde psychotisch in eine völlig ungewisse Zukunft entlassen. Was sollte nur aus mir werden? In der Klinik hatte ich einen gesetzlichen Betreuer bekommen, den ich mir immerhin aussuchen durfte. Ich suchte mir jemanden aus, den ich noch aus meiner Heimat kannte. Als ich die Räumungsklage bekam, organisierte er den Umzug in eine Notunterkunft für Obdachlose. Ich musste mein gesamtes Hab und Gut zusammenräumen. Meine geliebten Bücher wurden abtransportiert. Ein Teil meiner Habseligkeiten wurde in meiner anschließenden Notbehausung im Keller eingelagert: Für mich war das ganze Szenario die Steigerung meines Kopfkinos. Jetzt wurde also auch ich verjagt und wurde ins Ghetto abtransportiert.

Dort hauste ich in einem abgelegenen Marburger Wohnviertel in einer höchst unfreiwilligen Zweck-WG, denn ich landete als trockener Alkoholiker ausgerechnet im Säuferblock. Hier war ich völlig isoliert und sprach mit niemandem außer dem gesetz-

lichen Betreuer, der einmal wöchentlich vorbeikam, um mir die Sozialhilfe auszus zahlen. Ich las in Dantes Göttlicher Komödie, um mir berichten zu lassen in welchem der Höllenkreise ich mich gerade aufhielt. »Ihr, die ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren«, so das Motto von Dantes Inferno.

Ich hatte vier Mitbewohner, die aber meist nicht da waren. Und auch mich zog es raus. Ich spürte inzwischen den inneren Drang, sämtliche Werbeplakate auf Litfaßsäulen abzureißen und in den Müll zu werfen. In meiner Vorstellung waren die dort Abgebildeten keine Menschen, sondern Klone. In dieser »schönen neuen Welt« war ich nunmehr der einzige authentische Überlebende. Darauf reagierte meine Umwelt ablehnend und gewalttätig. Kinder aus der Gemeinde warfen mit Steinen nach mir. Mein Computer verschwand aus dem Keller. Einer der Mitbewohner nahm mir die Brille weg, ein anderer verprügelte mich. Er war verärgert, weil ich mich nicht davon abhalten ließ, den eingesammelten Müll ins Haus zu tragen oder die Mülltonnen damit vollzustopfen.

Weil ich mich sehr einseitig ernährte, war ich in keinem guten gesundheitlichen Zustand, hatte keinen Hausarzt und solche Schmerzen, dass ich zum Zahnarzt musste. Ich fand den Weg zu einem jungen Arzt, der mir zwei Zähne zog und mich auf dem Stuhl nach meinem körperlichen Befinden fragte. Im Hintergrund spielte leise Jazzmusik. Er sagte: »Läuft es im Moment bei Ihnen nicht so gut? Kommen Sie doch rechtzeitig wieder.« Ich gehe bis heute dorthin und manchmal denke ich, dass dieser Mann genau weiß, wie es mir geht.

### Die Wende

Als ich eines Tages ins Zimmer der Obdachlosenunterkunft kam, hatte mir ein Mitbewohner eine Flasche Jägermeister auf den Tisch gestellt. Das führte zu einer Wende. Ich sagte mir: Es darf alles passieren, aber ich darf nicht rückfällig werden. Daraufhin begab ich mich erstmals freiwillig in die Psychiatrie. Das war mein vierter Psychiatrieaufenthalt. Bei dem Aufenthalt zuvor wurde ich unter Entscheidungsdruck vor die Wahl eines Medikamentes gestellt und



In dieser Notunterkunft wohnte Andreas Jung zeitweise.

zwangsmediziert. Zwar hörte ich daraufhin zunächst keine Stimmen mehr, aber das war keine Erlösung. Im Gegenteil! Hatten mich die Stimmen zuvor doch wenigstens beschäftigt. Ohne sie war ich mit der Realität konfrontiert. Mein Elend war real. Mir wurde bewusst, dass alle meine Perspektiven verloren waren. Mein altes Leben war unwiederbringlich vorbei. Erstmals fühlte ich mich wirklich obdachlos. Dieses Gefühl der sozialen Isolation und Armut war unerträglich.

Als ich mich zum ersten Mal freiwillig in die Klinik begab, kam ich langsam wieder in Kontakt mit meinen Ressourcen. Ich suchte aus eigener Kraft und willentlich Hilfe. Nach diesem Klinikaufenthalt organisierte der Betreuer eine andere Bleibe für mich, zuerst in einer WG, bis ich ins Betreute Wohnen und eine eigene Wohnung wechseln konnte.

In der extremen Situation, in der ich mich in der Notunterkunft mit der Flasche Alkohol auf dem Nachttisch wiederfand, kam plötzlich eine Stimme erneut ins Bewusstsein, die durch die Medikamente verschwunden war. Es war die Stimme eines Mädchens, das ich mit zwölf Jahren auf einem Naherholungsurlaub näher kennengelernt hatte. Sie war die Tochter des Hotelbesitzers, die in Marburg Theologie studieren und Pfarrerin werden wollte. Die

Stimme dieses Mädchens, ihr fester Blick, den ich sah, hat mich wie ein Ariadnefaden aus der Obdachlosigkeit herausgezogen und mir die Verantwortung für mein Tun mit dem Satz zurückgegeben: »Du musst hier raus und gehst jetzt in die Klinik!«

Für mich ist heute klar, dass mich die Psychose zu dieser Grenze der menschlichen Existenz – ähnlich der Frage des bekannten Bildes von Gauguin: »Was bin ich? Wo komme ich her? Wo gehe ich hin?« – zurückführen wollte, und ich erlebte das sowohl als Moment der Trauer als auch des Glücks, weil für mich erstmalig so etwas wie Hoffnung auf Veränderung meines Schicksals aufkeimte. Endlich wusste ich, warum ich in Marburg war, und durfte hier also weiterleben.

Von dort aus erreichte ich das schier endlos dauernde Fegefeuer der Sozialpsychiatrie. Ich war über zehn Jahre im Betreuten Wohnen, ging zunächst in eine Tagesstätte, später dann, um in eine gesetzliche Krankenversicherung wechseln zu können, in eine Werkstatt für seelisch behinderte Menschen. Das entfernte mich zunächst von allen Bildungszusammenhängen. Herausgefunden aus diesem Leid habe ich durch eine verständnisvolle Psychiaterin in der Klinikambulanz, die mit mir begann, die zerbrochenen Scherben meines Lebens wieder zusammensetzen. Sie griff meinen Lebensfaden dadurch wieder auf, dass

sie ein Gespräch über meinen geschundenen Körper und die ihm zuteil gewordene Gewalt begann. Dieser Spiegel war nicht mehr stumpf und ich sah mein Gesicht wieder.

Mithilfe einer Psychotherapeutin, die mich weiterbehandelte, gelang es mir, über eine von ihr unterstützte EX-IN-Ausbildung aus meiner zweiten, behüteten Obdachlosigkeit herauszufinden, nämlich dem Hilfesystem, dem die Erfahrung einer wirklichen authentischen Heimat fremd ist. Besonders ihre Geduld, Empfindsamkeit und antistigmatisierte Haltung sind mir positiv in Erinnerung geblieben. Heute arbeite ich als EX-INler im Betreuten Wohnen, unterstütze Patienten und Patientinnen während des Krankenhausaufenthalts und mache dort einmal die Woche gemeinsam mit einer Psychotherapeutin eine Psychoedukation und Psychosebegleitung. Bei der Entlassung begleite ich sie für eine begrenzte Zeit aus der Klinik heraus. Es versteht sich von selbst, dass kein Klient und keine Klientin von uns in die Obdachlosigkeit entlassen wird. ◀

**Andreas Jung** ist Vorsitzender von EX-IN Hessen. Er arbeitet bei einem psychosozialen Träger in Marburg und ist auch als Referent und EX-IN-Trainer tätig.